

Bezugs-Preis
mir Galle und Bismuthen 2,50 M.
und die Post bezogen 3 M. für das
Semester. Die halbjährige Zeitung
erscheint wöchentlich 2mal.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die fünfspaltige Zeile oder
viereckige Zeile für die erste
Zeile am Montag bis Freitag...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 29. Juli 1895.

Berliner Bureau:
Berlin C, Grödenstraße 8.

Telegramme.

Samburg, 29. Juli. Seit Nacht 12 1/2 Uhr stehen sämtliche
Gebäude der Erportagewerkschaftsgesellschaft vor Wege am Stein-
wälder am linken Ufer gelegen in hellen Flammen und sind
wiederholt völlig zerstört. Der Schaden ist nach Millionen zu
berechnen.

Dochum, 29. Juli. Von den 36 bei dem Grubenunglück auf
der Höhe „Bing von Breußen“ umgekommenen Bergleuten wurden
gestern Nachmittag 32 auf dem hiesigen Kirchhof in zwei Massen-
gräbern beerdigt. Drei Bergleute sind in ihrer Heimath befristet
worden, einer ist noch unbestimmt. 21 der umgekommenen Berg-
leute waren verheiratet. Die Beerdigung des Jubiläums bei dem
Vergräbnis war außerordentlich groß.

Paris, 29. Juli. Gestern fanden die Neuwahlen für die
Hälfte der Generalräthe für ganz Frankreich statt und verliefen sehr
ruhig. Nach bisherigen Ermittlungen scheinen die gegenwärtigen
Parteienverhältnisse keine wesentliche Veränderung zu erheben.

Londen, 29. Juli. Das „Reuter'sche Bureau“ meldet aus
Lange von heute: Der italienische Kreuzer „Raffaello“ ist hier an-
gekommen, um die schwedischen Refugien der italienischen Flie-
ger gegen Marocco zu unterstützen, besonders betreffs des An-
griffs auf die Stadt „Scutari“, welcher von den Kuffiraten im
Oktober verübt wurde.

Londen, 29. Juli. Das „Reuter'sche Bureau“ meldet aus
Noboloma von heute: Seit Ausbruch der Cholera in Japan sind
9000 Fälle vorgekommen, wovon über 5000 tödlich verliefen.

Sofia, 29. Juli. Die „Agence Balcanica“ meldet: Heute
Vormittag fand in der Kathedrale ein Trauergottesdienst für die
gestorbenen Offiziere statt. Eine große Menge wohnte demselben bei.
Nach dem Gottesdienst durchzogen die Teilnehmer in geordnetem
Zug mehrere Straßen. In der Kirche, vor derselben, sowie einem
anderen Platz und in dem Hofe des macedonischen Komitês wurden
Helden beigesetzt.

Yokohama, 29. Juli. (Nachricht des „Reuter'schen Bureau“).
Als in der vergangenen Nacht um 1 Uhr ein außer der Lokomotive
aus 23 Waggons bestehender Eisenbahnzug mit 400 inaktiven
Soldaten auf der Fahrt von Hiroshima nach Aobe bei furchtbarem
Sturmwind eine epornierte Stelle an der Seife passierte, trafen
gewaltige Wasserengen den Zug am Anfang und am Ende mit
solcher Wucht, daß derselbe in zwei Theile auseinandergeprengt
wurde. Der vordere Theil, bestehend aus der Lokomotive und 11
Waggons, stürzte in die See. 140 Personen sind umgekommen.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm traf gestern Abend 8 Uhr auf der
Kaiserlichen Yacht „Hohenzollern“, gefolgt vom Kreuzer „Geyser“,
in Kiel ein. Die Strandbatterie von Friedrichsberg und die
im Saale liegenden Schiffe feuerten Salutsschüsse ab. Der Kaiser
reiste Abends 10 Uhr 25 Min. nach Station Wildpark
weiter, woselbst die Ankunft heute früh erfolgte.

* Zu den mancherlei Kombinationen, die an die Meldung,
daß der Kaiser ein Hausfräulein an den Egarren ge-
richtet habe, geknüpft sind, bemerkt die „Nat.“ z. T.:

„Die uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, ist nur
ausreichend, daß ein solches Fräulein abgegeben ist; alle An-
gaben über dessen Inhalt beruhen aber lediglich auf willkürlichen
Kombinationen.“

Der Kaiser hat, wie aus Bayern mitgeteilt wird, dem Prinzen
Arnulf von Bayern, der kommandirenden General der ersten
bayerischen Armeelehrs die Einladung zugehen lassen, dem Anfangs
September bei Estlin stattfindenden Kaiser-Manöver beizuwohnen.

* Zu den Nachrichten, die jeden Sommer, wenn die
Tagespolitik verstummt und der Stoffmangel der Zeitungen
immer fühlbarer wird, mit großer Regelmäßigkeit wieder-
kehren, gehören auch solche über politisch wichtige und un-
wichtige Fürstentümer und Zusammenkünfte. So hat man
neuerdings dem deutschen Kaiser für die Wäldst zugeschrieben,
im kommenden Herbst den König von Spanien in Rom zu
besuchen und gar an der Erinnerungsfier des 20. September
theilzunehmen. Diese Nachricht wird nun, wie schon
gemeldet, dem entritt und das Dementie von der
„Norddeutschen“ bestätigt. Man wird die Gleichrichtung, mit
der „Germania“ das Dementie dieser ungläublichen und
„unmöglichen“ Nachricht begrüßt, begreifen. Erster als diesen
von vornherein unwahrscheinlichen Bericht hat man die Meldung
von einer Zusammenkunft des Reichsfanzlers Fürsten
Seydewitz mit dem österreichischen Minister des Auswärtigen,
Grafen Goluchowski, gemeldet. Wäldst, die die Anwesen-
heit des deutschen Reichsfanzlers in Wien mit Rücksicht auf die
Wirren auf der Balkanhalbinsel besonders schmerzhaft vermisst
haben, glauben aus dieser Zusammenkunft, bei der ja zweifel-
los die orientalischen Fragen zur Sprache kommen mußten, eine
gewisse Beruhigung schöpfen zu dürfen und sind anscheinend
sehr betreten, daß nun mit einem Male gemeldet wird, der
Fürst Goluchowski sei im letzten Augenblick unterleben und
dieser von Wien unmittelbar nach Wien zurückgekehrt. Die
Zusammenkunft hat inhaltlich nicht stattgefunden, aber der
Grund dafür ist sehr harmlos. Die Depeche, in der Graf
Goluchowski seinen Besuch anlässlich, hat den Fürsten Seydewitz
in Aussicht nicht erreicht und konnte ihn nicht erreichen,
weil der deutsche Reichsfanzler auf einer mehrtägigen Jagdtour
begriffen und telegraphisch überhaupt nicht, daß der Boten aber
zu spät zu erreichen war, als daß Graf Goluchowski, dessen
Zeit gemessen war, auf seine Rückkehr hätte warten können.
So ist aus dem Berichte nichts geworden.

* Die in diesem Jahre zum ersten Male beschlossene ver-
suchsweise Zuteilung von landwirtschaftlichen Schutz-
gebieten an die kaiserlichen Missionen in Aus-
lande wird der „Nord. Allg. Ztg.“ zufolge folgendermaßen
ausgeführt: Hauptmann a. D. Glemow geht nach Petersburg,
Landrath Schwedemann nach Wien, der frühere Generalconsul
Graf nach London, der militärärztliche Konferenzrath
Freiberger nach Washington, der Privatdozent Karger nach
Buenos-Ayres.

* In den „Berl. Neue. Nachr.“ lesen wir: Heute ist in
Berlin die Landbank, deren Gründung die Zeitungen schon
mehrfach Erwähnung gestiftet haben, mit einem Kapital von
fünf Millionen Mark konstituiert worden.

In den Aufschüssen wurden folgende Herren gemäß: Land-
schaftsdirktor Albrecht, Mitbürgerbeigez. v. Bieler-Melno, Graf
Dangels, Freiberger von Garschitz, Geheimrath Romberg,
Rath von Santmann, Dr. von Santmann v. Remonno,
H. v. Hardt, Erzengel's Präsident v. Käster, Präsident Klinge-

Ein Besuch in der Irren-Anstalt
Dalldorf.

Das viel gütige Wort: „Es gibt mehr Ding' im Sinnenl
als wir Erden, als eure Schulmeister sich träumen läßt“, hat
wieder einmal seine Bestätigung erfahren. Wir alle, die wir
die Unzulänglichkeiten, welche der Kadener „Sanctionsprojeht“
zu Tage förderte, vernommen haben, haben dennobert die Köpfe
geschüttelt und uns gefragt: Wie war so etwas denkbar noch
möglich? Aber hoffen wir, daß der Psychopath, der behauptete,
daß Alles, was ich gut ist, auch diesmal Recht behalten wird.
Dann hätten die armen Kranken hinter jenen Kollernauern
nicht umsonst gelitten, sondern die an ihnen verübten Ver-
brechen wären der Anlaß zu einer Reformation geworden, die,
wenn sie auch etwas spät kommt, doch endlich ein Gebrechen in
unserer Staatsverwaltung beseitigt, das schließlich zu der vielge-
wünschten Aufklärung pajnen will, dessen das sie die siecle sich
rühmt.

Bekanntlich ist zur Beschönigung der Mariaberger Ver-
fahren von einem rheinischen Blatte die Behauptung aufge-
stellt worden, daß auch in den reichshauptstädtlichen Kranken-
und Irren-Anstalten, insbesondere in Dalldorf, Dinge vor-
kämen, die Manchen abhalten könnten, diesen Anstalten seine
Angehörigen anzuvertrauen. Es erschien daher dem Berliner
Lokal-Anzeiger angebracht, einmal bei der kompetentesten Stelle,
dem Direktor der Dalldorfer Anstalt, Herrn Geheim-Rath
Dr. S a n d e r s, anzufragen, wie er sich dieser Behauptung
gegenüber zu benehmen gedente. Gleichzeitig wollte das ge-
nannte Blatt aber auch die Anstalt näher beschreiben, nicht
eigentlich um eine Beschreibung derselben zu geben, sondern
vielmehr, um alle jene Gerüchtungen durch Augenblicke kennen
zu lernen, die während der Verhandlungen des Projektes zu
dem Falle Mariaberger zur Sprache gekommen sind. So ist
einer seiner Mitarbeiter vor einigen Tagen nach Dalldorf ge-
fahren und hat nach längerer Unterredung mit Geheim-Rath
Sanders und mehrstündiger Besichtigung der Anstalt, folgendes
Bericht:

Am Ende des Dorfes Dalldorf, zwischen diesem und dem
Dorfe Sernsdorf liegt an der Berlinerstraße die Anstalt. An
dem Eingange des Gartens liegenden Vordergebäude vorüber
führt eine mehrere Hundert Schritt lange Einbahnstraße zu dem
zweistöckigen, in raschen Abstufen aufgeführten vordersten An-

staltsgebäude, in dessen unteren Räumen sich die Bureauz
finden, während die nach vorn liegenden Räume der ersten und
zweiten Etage die Wohnungen des Direktors und der Ärzte
enthalten. Ein Kranker, welcher den Dienst in dem Direktions-
bureau versieht, nahm mir meine Karte ab und wenige Minuten
später stand ich vor dem Direktor der Anstalt, Herrn Geheimen
Ober-Regierungs-Rath Sanders. Ein untergeordneter Herr mit
haar nach vorn springender, hoher Stirn, weißem Haar und
vollem, gelbemem Gesicht, aus dem zwei hellblaue Augen freun-
dlich durch eine goldene Gekleiderbrille schauten, fragte mich nach
meinem Begehre. Ich legte ihm in kurzen Worten den Zweck
meines Kommens auseinander und daß ihn, mir zu sagen, was
er in der fraglichen Angelegenheit zu thun gedente, respektive
wie es um die später widderrufen Behauptung stehe, daß Herr
Oberbürgermeister Jelle gegen die Redaktion jener rheinischen
Zeitung eine Ehrenbeleidigungssanftage erhoben habe.

„Die Sache ist“, bemerkte Geheim-Rath Sanders, „aller-
dings längst zur Sprache gekommen, und mehrere der Herren
Stadtverordneten waren der Meinung, daß man die Aufschuldigung
nicht so ohne weiteres hinnehmen dürfte. Ich rief aber auf
beim Aufgehoben davon ab, nach irgend einer Richtung hin
Schritte zu unternehmen, weil ich der Meinung bin, daß der
Schreiber jenes Artikels, als er die Aufschuldigung — wenn
man sie schon so nennen will — aussprach, nur den einen
Zweck im Auge hatte: die Vorgänge in Mariaberger zu ent-
schulbigen und womöglich durch die Bemerkung, daß auch anderswo
Ähnliches stattfinde, dahin auszulassen, als ob derartige Fälle
eben in jedem Irrenhause sich ereignen. Daß er dabei gerade
Dalldorf genannt hat, glaube ich dadurch erklären zu müssen,
daß unsere Anstalt als die größte in Deutschland imh eben am
mehrwürdigsten war, weil der Name Dalldorf, so etwas wie
ein gesichertes Wort ist. Er wollte damit wohl sagen, was
in Dalldorf geht es eben so, sondern so ist es überall, z. B.
in Dalldorf, denn ich glaube mich wohl nicht zu irren, wenn ich
annehme, daß der Schreiber jenes Artikels unsere Anstalt
gar nicht kennt. Wir brauchen hier ja keine Untersuchung zu
fürchten, wenn ich auch nicht mit vielen Worten Ihnen erst
verrichere, daß bei uns noch niemals etwas vorgekommen ist.
Ein paar blaue Hefen sind in einer Irren-Anstalt eben nicht zu
vermeiden, denn die Kranken werden oft unversichert recht wohl,
fallen über die Wälder her, und bei es nur begreiflich, daß
dieser sich seiner Haut wehrt, wenn es auch fremde verloben ist,
einen Kranken aus was immer für einem Grunde zu schlagen.

mann, Geheimrath Kommerzienrath Schmaloh, von Liebenau
Kranz, von Liebenau-Seeheim. Die Gesellschaft hat als erste
Direktor den Spezial-Kommissionar bei der General-Kommission in
Pommern, Regierungsrath Stobbe erwählt, er wird am 1. August
aus dem Staatsdienst austreten und die Stelle durch einen an-
treten. Die Haupttätigkeit der Bank wird in der Verbesserung
der Volkswirtschaft in den Provinzen mit vorwiegend Groß-
grundbesitz bestehen, wobei auf größeren Bezug von Käufern aus
dem früher besprochenen Werten des Staates geschachtet ist. Bureau
der Bank wird sich in der Provinz Pommern befinden.

* Die von der Militärverwaltung an die Provinzialämter
erlassene Anweisung, daß Verpflegungsmittel, soweit wie irgend
möglich, im Inlande, und zwar direkt von den Produzenten
erlassen gefaßt werden sollen, hat nicht überall den Beifall der
Handelstammern gefunden. Da die neue Proviandordnung
sich aber in jeder Hinsicht bewährt hat, sind die Provinzialämter,
wie wir erfahren, neuerdings wieder angewiesen worden, den
direkten Verkehr mit den inländischen Produzenten nach Kräften
zu fördern und sich womöglich allein auf ihn zu beschränken.

Die „Norddeutsche Zeitung“ erzählt aus Wäldst, daß das
Reichs-Ministerium vom Reichs-Schatzamt die Mittel zu mehreren
hunderttausend Kreuzern von Branting und Eisenbahnen für die
Kaiser „Friedrich der Große“ und „Deutschland“ fordert.

* Auswärtige Blätter melden neuerdings, daß ein Reichs-
verordnungs-Gesetzentwurf vorbereitet werde. Die „B. Zol.
Nachr.“ weisen darauf hin, daß solche Vorbereitungen schon
seit dem Ende der hiesigen Jahre getroffen worden sind, nach-
dem der Reichstag im Laufe der hiesigen Jahre zweimal durch
das Plenum und einmal durch eine Kommission den Wunsch
ausdrückte, ein Reichsverordnungs-Gesetz zu erkennen gegeben
hätte.

In den Entschlüssen, welche der Bundesrath auf Beschließung
des Reichstages anfangs der achtziger Jahre gefaßt und diesem
mitgeteilt hat, wird man mehrfach die Bemerkung finden, daß
Material zur Lösung der Aufgabe gesammelt wurde. Im Jahre 1883
ist im Reichsamt des Innern der Entwurf eines Reichsverordnungs-
gesetzes auf Grund des gesammelten Materials fertiggestellt
worden. Jedoch hat dieser Entwurf kein günstiges Schicksal
gesehen. Schon vor seiner Abfassung hatte eine namhafte
Anzahl von Einzelregierungen die Beschäftigung zur Regelung der
Materie verweigert. Und als der Entwurf trotzdem zur Begutach-
tung an die Regierungen geschickt wurde, wurden die meisten
Einwände gegen einzelne Bestimmungen derselben erhoben, daß
sich die Verhandlungen darüber bis in die Jahre 1886 und 1887
hinzogen. Da auch in der Öffentlichkeit damals kein dringendes
Bedürfnis nach dem Gesetz eines Reichsverordnungs-Gesetzes her-
vortrat, ließ man die Sache ruhen. Erst Anfangs der neunziger
Jahre wurde die Frage von Neuem angeregt, und die
zuständigen Reichsbehörden glaubten damals am besten
zu verfahren, wenn sie sich zunächst Auskünfte aus
denjenigen Ländern, welche die Frage geltend gemacht haben,
aus England und Nordamerika holten. Ein Gutachten wurde
früher beauftragt. Alle diese Vorbereitungen wurden mit der
Ablich der Fertigstellung eines neuen Gesetzentwurfes unter-
nommen. Dieser ist aber noch nicht bekannt geworden, ob sich
die in der Mitte der achtziger Jahre begonnenen grundsätzliche
ablehnende Haltung der verschiedenen Einzelregierungen geändert
hat. Erst wenn nach dieser Richtung hin eine Klärung voll-
zogen haben wird, wird man auf die Einbringung des Entwurfes
eines Reichsverordnungs-Gesetzes an die gesetzgebenden Faktoren des
Reichs rechnen können.

* Die gerichtlichen Eisenbahnen haben im Juni einen ungewöhnlichen
Mißfall der Eisenbahn aus dem Güterverkehr zu verzeichnen.
Im Vergleich zum Monat Juni 1894 hat der Ertrag um

Erhöhe sich, daß es doch einmal geschehen ist, — und unter
dem riesigen Wäldstpersonal, das wir haben, kann man ja
nicht jeden Herz und Nieren prüfen — wird er auf der Stelle
entlassen. Wir haben eben jetzt in der Psychiatrie den Grund-
satz acceptiert, den Kranken jede Freiheit zu gewähren, die über-
haupt noch möglich ist, und lassen es eher auf einen unerwarteten
Ausbruch ankommen, statt den Kranken a conto besser auf Wochen
und Monate einzupferren.“

Ich richte jetzt mit meiner Bitte heraus, die Anstalt be-
sichtigen zu dürfen. Der Geheim-Rath lächelte und meinte:
„Ich würde täglich einen Ausbruch davon die Anstalt; wenn
Sie mich heute auf demselben begleiten wollen, wird es mir
lieb sein. Freilich Douchebäder, glühende eiserne Dosen, schmutzige
Stationen oder auch nur Zwangsgeleite kann ich Ihnen nicht
zeigen, denn die gibt es bei uns nicht.“

Wir betraten, durch einen langen Korridor schreitend, zuerst
den Raum, wo die neu eingelieferten Kranken sich befinden.

Hier ging es etwas lebhaft zu, und hatte dabei Gelegen-
heit zu bemerken, mit welsch' ungeheurer und verdaulichkeiter
Liedenswürdigkeit mein Führer die Patienten behandelte. Unter
einer Anzahl von Kranken, welche zum Teil erst in der letzten
Nacht eingebracht worden waren, befanden sich zwei Zofische,
welche man zu meinen Erlaunen gleichfalls in Betten unter-
gebracht hatte, und nicht, wie man für gewöhnlich vermutet,
mit einer Zwangsjacke angefaßt, in einer Einzelzelle. Es folgte
Mühe, die in hohen Betten befindlichen Patienten immer wieder
für kurze Zeit zu beschwichtigen und in ihre Stufen zurückzu-
drücken. Mein Begleiter erzählte mir, daß man jetzt alle neu-
aufgenommenen Kranken, die schwächer Zofischen sogar nicht
ausgenommen, in ein Bett bringt, weil man bemerkt hat, daß
das welsch' ihren Bewegungen wenig Widerstand entgegensetzt.
Bett sie beruhigt. — Da gab es natürlich recht eigenartige
Unterhaltungen zwischen dem Direktor und den Kranken, von
denen keiner wissen wollte, wieso und warum er hiehergekommen
sei, während der eine Zofische immer schrie, man dürfe ihn
doch nicht so ohne Weiteres erschließen, und der andere, um sich
Gehör zu verschaffen, in seinem Bette liegend, mit der flachen
Hand gegen die Mauer schlug.

Diese als eine Art Untersuchungsstation dienende Abteilung
besteht aus einer Anzahl Zimmer und kleiner Edele, in denen
sich immer 2—10 Kranke in einem Raume befinden, sämtlich
in Betten. Von hier kamen wir in die erste Etage, wo sich
zum größten Teil Reconvaleszenten befinden, die sich in einer



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

33] Roman von Doris Frein v. Spätgen.

Es war ein sehr rauher Apriltag gewesen, deshalb hatte die vorförligliche Haushälterin, obwohl der altdeutsche grüne Kachelofen im Wohnzimmer ihres Herrn eine behagliche Wärme ausströmte, dafelbst auch noch ein Kaminfeuer anzünden lassen. Die dürren, harzduftenden Fichtenscheite trachten und praffelten gar lustig, zuweilen sprangen die hellen Funken bis in's Zimmer hinein. Obgleich die Dämmerung angebrochen war, hatte Graf Schreckenstein den Leibjäger, welcher die Lampe anzünden wollte, wieder hinaus geschickt. Gedankenvoll schritt er auf und ab und überließ sich seligen Zukunftsräumen. Jedoch nach kaum zehn Minuten erschien Friedrich schon wieder an der Thür und meldete, es sei ein fremder junger Mann in einem Miethswagen angekommen, der den Herrn Grafen zu sprechen wünsche.

„Wer ist es — wie heißt er? Du weißt ja aus Erfahrung, daß der Erste Beste bei mir nicht vorgelassen wird. Wahrscheinlich eine leidige Bettelei.“

„O nein, gnädiger Herr Graf werden entschuldigen, so sieht der Herr nicht aus. Er sagte unter Lachen, ein guter Bekannter von Euer Gnaden zu sein.“

Unwillig schüttelte der Graf den Kopf und fragte lässig:

„Groß, blond, jung — nicht wahr? Sicher ist es einer von den J.ſchen Söhnen.“

„Jung gewiß, doch nicht groß, etwa meine Statur. Von der Haarfarbe konnte ich nichts erkennen, da der Fremde einen unförmigen Schlapphut trägt. Aber so viel ich mich entsinne, ist es keiner von den jungen Herrn v. J. Die haben ja bereits Anflug von Bart, während dieser hier noch ganz glatt um den Mund herum ist.“ entgegnete Friedrich mit wichtiger Miene.

„Nun, so laſſe den Fremden ein.“

„Gnädiger Herr Graf befehlen die Lampe?“

„Nein, für's Erste noch nicht, ich werde darum klingeln.“

Wenige Minuten später schritt eine schwächliche Jünglingsgestalt ins Zimmer.

„Guten Abend, Oktavio Schreckenstein! Sie lassen Ihre Besuche lange antichambrieren.“ tönte es mit unterdrückten Röchern zu dem Hausherrn hinüber, worauf der Gast eine tiefe Verbeugung machte. Sichlich überascht stuzte der Graf und faßte den kaum zwei Meter von ihm entfernt Stehenden schärfer in's Auge. Dieses eigenthümlich schrille Organ schien ihm doch wohl bekannt zu sein!

„Ich weiß in der That nicht, wen ich bei mir zu sehen das Vergnügen habe.“ sagte er nach einer Weile höflich, allein auffallend kühl, wobei er das Gesicht des Fremden zu studiren suchte, was ihm wegen des im Zimmer herrschenden Dämmerlichtes nur unvollkommen gelang.

„Vergnügen! Nun, ich hoffe doch mit Bestimmtheit, daß Sie es als Vergnügen bezeichnen werden, mich in diesen Räumen zu begrüßen, Graf Oktavio. Für's Erste aber scheinen Sie noch keine Ahnung zu haben, wer vor Ihnen steht. Wie?“

„Allerdings nicht. Es ist zu dunkel, um Ihre Züge zu erkennen, mein Herr. Ich werde sofort nach der Lampe klingeln.“ lautete der kurze Bescheid.

„Nein, lassen Sie das hübsch bleiben; mir ist es viel lieber, wir unterhalten uns im Dämmerlicht.“ sagte der Gäst ziemlich diktatorisch, so daß Schreckenstein die schlanke Gestalt desselben von oben bis unten maß.

So viel sich erkennen ließ, trug er einen äußerst eleganten Anzug, nur erwiesen seine Bewegungen sich etwas ungewandt und linksich.

„Darf ich Sie ersuchen, mich von Ihrem Begehr in Kenntniß zu setzen?“ fragte ungeduldig der Graf, indem er sich zur vollen Größe stolz aufrechtete und durchaus keine Veranlassung nahm, den Fremden zum Niederzigen zu nöthigen.

In demselben Moment aber drang ein sonderbares lautes brüskes Lachen zu ihm herüber und wie zündende Blitze schoß es durch sein Hirn. Dieses häßliche, roh klingende Lachen, wo hatte er es doch schon gehört? Im Wusteroder Fürstenschlosse etwa? — Nein, das wäre ja ganz undenkbar — das konnte doch nicht möglich sein!

„Oktavio — Graf Tavo — haben Sie denn heute eine Binde vor den Augen? Ist das Ihr weltberühmter Kennerblick, daß Sie alte Bekannte nicht einmal kennen? Doch nun genug des Mummenschanzes!“ Damit schleuderte der Jüngling seinen Kalabrese auf den nächsten Tisch und war in zwei Sätzen an des Hausherrn Seite. Das vom Fenster noch einbringende Tageslicht warf einen hellen Schein auf sein Gesicht. Zugleich aber hatte sich des Grafen Stirn mit tiefer Röthe bezogen und mehr scharf verweisend, als freudig überrascht — wie es der Fremde vielleicht erwartet — schlüpfte es über seine Lippen:

„Prinzessin, wach' gewagter Schritt! Warum handeln Sie so unbedacht? Ganz abgesehen davon, daß Sie selbst sich hier der Gefahr, erkannt zu werden, preisgeben, verzeihen Sie mich in die peinliche Lage, offen zu bekennen, daß ich im höchsten Grade konsternirt bin und mich Ihre Wege . . .“

„Sind Sie nun mit Ihrer Moralpredigt zu Ende, bester Graf?“ unterbrach ihn das im Männeranzuge steckende Mädchen in ausgelassener Weise. „Was Sie da salbadern, glaubt Ihnen ja doch Keiner. — Bah, mir kommen Sie damit nicht, denn gerade wir Beide kennen uns doch lange genug, Graf Tavo. Ich muß einmal unter vier Augen mit Ihnen reden — voila tout! Ja, es verlangt mich sehnüchlich nach ein paar offenen Worten, die ähnlich einer wohlthätigen Brise kühlend und reinigend wirken und alle Mißlichkeiten und Schattens, welche unter einstmals so gutes Einvernehmen jest trüben, hinwegfegen sollen.“

„Ich weiß in der That nicht, wohin diese geheimnißvollen Andeutungen zielen, Prinzessin.“ entgegnete der Graf, immer noch unter dem Eindruck peinlicher Ueberraschung mit gerunzelter Stirn, wobei er mit etwas lässiger Handbewegung und durchaus nicht so galant, wie es dem hohen Gaste zutram, nach einem Sessel deutete. „Wenigstens ohne ich nicht, weshalb es dieser gewagten Verkleidung und eines Besuches bei mir, in meiner Junggefallen-Behausung, bedurfte, um uns offen auszusprechen. Wenn Sie besonderes Gewicht darauf legen, eine langjährige Bekannte von mir zu sein, sollten Sie auch voraussetzen, daß es nur eines schriftlichen Wortes — eines Befehles Ihrerseits bedurfte hätte, mich nach Wusterode zu rufen. Uebrigens ahnte ich nichts von Ihrer Rückkehr aus Berlin, Prinzessin.“

Wieder brach ein schrilles Lachen über der Angeredeten Lippen. „So, also meinem Befehle wären Sie unverzüglich gefolgt? O, gewiß, wenn Sie das in einem weniger jarkassischen Tone gesagt hätten, würde ich Ihnen Glauben schenken, halaha! Allein heute habe ich vorgezogen, nicht zu befehlen, sondern bin selbst gekommen, um mich zu überzeugen, ob es wahr ist, — was die Leute munkeln, mon ami!“

Ohne sich durch die Heftigkeit ihrer Rede beirren zu lassen, entgegnete der Gast zwar höflich, doch wieder in derselben spöttischen Weise:

„Ich weiß nichts Anderes zu erwidern, als daß ich es mir allerdings zur größten Ehre anrechne, in diesen bescheidenen Räumen solch' ausgezeichneten Besuch begrüßen zu dürfen, Prinzessin.“

„Um Gottes Willen, Oktavio, ändern Sie den Ton, wenn Sie nicht wollen, daß ich mein bißchen Verstand und Fassungs verlieren soll.“ rief Brigitte, wobei sie zornig mit dem Fuße stampfte. Ein schärferer Beobachter als Schreckenstein hätte jedoch wahrnehmen müssen, daß sie bemüht war, ein kramphafes Schluchzen zu unterdrücken. In steigender Erregung rief sie: „O, ich habe entsetzlich viel gelitten in der letzten Zeit! Unter der Maske des Frohsinns und innerer Zufriedenheit habe ich lachenden Mundes oftmals furchtbare Qualen erduldet. Bah,

die Leute sollten nicht sehen, daß der hochmüthigen Brigitte ein tiefes Leid am Herzen nagt — allein Spott und Hohn von Ihren Lippen, Oktavio — das — das ertrage ich nicht!

Die für gewöhnlich mattbleichen Züge der Prinzessin waren nach diesem Ergüsse von merkbarer Röthe bezogen.

„Prinzessin — ich weiß nicht, was Sie in solche Erregung versetzt! Sollte Ihnen durch meine Person irgend eine Unannehmlichkeit erwachen sein, so bedaure ich das aufrichtig, obgleich ich offen eingestehen muß, daß auch ich selbst genugam darunter zu leiden gehabt, was die Klatschsucht uns an- und aufgedichtet.“ gab Schreckenstein jetzt ernst, fast finster zur Antwort. „Alein immerhin ist dies kein Grund für Sie, Prinzessin, sich jetzt noch über Dinge zu grämen, welche wohl als überwundener Standpunkt anzusehen sind. Ich halte Sie für viel zu klug dazu. Wenigstens genügt Ihnen wohl die letzten Monate, unsere Freunde und Feinde von der Grundlosigkeit all' jener abgeschmackten Redereien zu überzeugen. Ich hoffe nur, Ihr heutiger Schritt giebt nicht abermals Veranlassung, Ihren Namen unnötiger Weise mit dem . . .“ er stockte, weil Brigitte heftig weinend auf einen Stuhl zurückgesunken war.

„O, sprechen Sie es nur in Gottes Namen aus, Ihnen ist es peinlich — fürchterlich — entsetzlich — unsere Namen fort und fort zusammen genannt zu hören! Nur keine lahme Entschuldigung, Oktavio — Ihre Miene und Augen sind die Verräther. Mein Gefühl sagt mir genau, daß Sie heute über mich lachen — mich heimlich verspotten und sich vielleicht der Zeit, wo Sie einstmals Gast in Wusterode waren, nur schämen, ohne sich die geringsten Gewissenskrupel darüber zu machen, wie unritterlich Ihre Handlungsweise gewesen!“

„Prinzessin, welche Sprache! Ich fürchte, Sie sind krank und reden im Fieber.“ sagte Schreckenstein, die noch immer Weinende halb mitleidigen, halb verächtlichen Blickes streifend.

„Da! Immer besser! Warum sagen Sie nicht lieber: ich sei v e r r ü c k t? Wie schlau Sie doch sind, moa cher, und wie fein Sie sich aus der Affaire zu ziehen verstanden! Nicht

der leiseste Schatten eines Vorwurfs trifft des schönen Oktavio's Haupt. Niemand wird ein Arg darin finden, wenn er seinem lockeren Leben Valet sagt und, der Junggesellschaft endlich müde, sich jetzt ernstlich sein Nest zu bauen gedenkt. Im Gürtrover Schlosse werden, wie Kama sagt, namhafte Veränderungen vorgenommen. Um die Räume desselben stilgerecht zu verhöönern, sind ein paar renommirte Dekorateur aus Berlin hierher zitiert. Außerdem sind ein funkelnagelneuer Landauer und ein Damen-Reitpferd die jüngsten Acquisitionen hierelbst. Gewiß, Graf Lovo, man ist so ziemlich au courant.“

Ohne mit der Wimper zu zucken, hielt Schreckenstein diesen gehässigen Auslassungen Stand. Er promenirte langsam durch das Zimmes, während Brigitte mit schneidender Stimme, die ab und zu noch durch Aufschluchzen unterbrochen wurde, fortfuhr:

„Niemand wird sich darüber wundern, aber ebenso fragt auch Niemand danach, was diejenige empfindet, die Jahre hindurch betört — ja betrogen worden ist! Oktavio besitzen Sie den Muth, auch jetzt noch abzuleugnen, daß Sie in erbärmlicher Weise mit mir gespielt haben? Bedingungslos vertraute ich Ihnen und baute selbst auf Sie, wie auf das Evangelium, weil ich mir stets einbildete, es müsse einst der Tag kommen, an dem Sie sagen würden: Brigitte, nun ist's genug des grausamen Spiels; wir beide gehören ja doch zu einander! Unsere Anschauungen und Interessen sind genau dieselben, und ich bekenne offen, das Glück, nach welchem ich bisher vergeblich, wie nach einem Phanton gehandelt, nur an Ihrer Seite finden zu können! Allein dieser mit Sehnsucht erwartete Tag kam nicht!“ rief das wild-erregte Mädchen, indem ihre glühenden Blicke an der durch das Zimmer schreitenden Männergestalt hingen. „O, Sie wissen nicht, was es heißt, der Verzweiflung nahe sein! Nur die Verzweiflung trieb mich zu diesem Schritte, der wie ich selbst am besten weiß, ebenso thöricht als meines Namens unwürdig ist.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Wie ich Gallenfieber bekam.

Von Einer, die's verdient hat.

Kurz nach Pfingsten wars, und ich war mit den Meinen aus der Straßen drückender Enge entflohen, um ein paar Sommerstage in der sächsischen Schweiz zu verleben. In Schandau ließen wir uns zu längerem Verbleiben nieder, in der Villa Quisfana, zu deutsch: „hier gefunden man.“ — o Ironie des Schicksals! hier wurde ich erst krank, eine tütsche Krankheit ergriff und verzehrte mich . . . und nicht etwa von den gesunden Pfingsttagen, nein, gerade von dieser Krankheit gedenke ich zu erzählen, auf die Gefahr hin, alte Schmerzen durch die Erinnerung aufs neue zu beleben . . .

Als ich ihn zuletzt gesehen, hatte seine hohe Gestalt bleich und ernst vor dem Vorhang des Deutschen Theaters gestanden, wo seine „Weber“ zum ersten Male über die Bretter gegangen waren. — nun fand ich ihn im Lesezimmer des Hotels wieder schon am frühesten Morgen in eine fesselnde Lektüre verunken. Nur seine große Dichterstirn war zu erblicken, das Gesicht wurde von den aufgestützten Händen beschattet. — diese Hände waren sehr weiß und wohlgeformt . . . in diesem Augenblick jedenfalls fand ich sie abscheulich, da sie mir alles übrige neidisch vorenthielten. Gar zu gerne hätte ich ihn deutlicher gesehen. Aber er rührte sich nicht und blieb auch sitzen, als alles ringsherum von Gästen schwirrte. Gewiß lag er etwas sehr Interessantes, Gewaltiges . . . Niezsche oder Stirner wahrscheinlich! — Ich fing an, nervös in den Zeitungen zu blättern, . . . morgen sollten seine „Einsamen Menschen“ in Dresden gegeben werden . . . zum ersten Male fiel mirs ein: ich war doch eigentlich auch solch einsamer Mensch . . . nirgend's Anschluß, niemals ein Aussprechen, . . . Mit energischem Ruck setzte ich mich an den Tisch, den ich dabei heftig anstieß: er mußte mir doch ansehen, daß auch ich ein einsamer Mensch war! Wirklich sah er jetzt auch zu mir hinüber, aber mit ganz unverhohlenem Unwillen. — klappte sein Buch zu und entschwand im nächsten Moment meinem Gesichtskreis. Enttäuscht frampfte mein Herz sich zusammen, . . . ich mußte ihm unbedingt als ein ganz vulgärer Herdenmensch erschienen sein . . . fataler Eindruck! Düsterner Stimmung voll griff ich nach dem vermeintlichen „Niezsche“ hielt aber nur einen älteren Band der „Fliegenden Blätter“ in der Hand. Anstatt der weisen Parabeln hatte die Ballade von Quaggs und Quaggilde

die Aufmerksamkeit des Dichters vorhin so tief beschäftigt . . . mir wurde heiß, — und nun verließ auch ich das Lesezimmer eiligen Schrittes.

Draußen, unter der anstoßenden offenen Halle wurde an kleinen Tischen familienweise das Frühstück eingenommen. Gerhart Hauptmann saß ganz links an der äußeren Ecke, meine Angehörigen hatten sich ganz rechts niedergelassen, so daß ich ihn nur mit Verrenkung aller meiner Halsmuskeln sehen konnte. Vertriehlich ließ ich mich an der kleinen Frühstückstafel nieder und fragte: „Wißt Ihr schon, wer hier ist?“

„Eine neue Familie Piepenbrint wahrscheinlich,“ meinte mein Bruder.

„Tante Hannchen?“ fragte lebhaft meine Mutter. „Ach Gott bewahre!“ lehnte ich leichtig ab; „etwas Ritterartiges, etwas ganz Modernes! . . . Gerhart Hauptmann! — Dort, seht Ihr, dort drüben sitzt er!“

„Ach, der dicke Schwarze mit dem Vollbart,“ rief mein stets profanischer Bruder, „der so tüchtig einbrennt?“

„Nein doch,“ wies ich ihn zurecht, „der schmächtige Blonde mit dem geistvollen Gesicht, der so träumerisch auf seinen Teller niederblickt.“

„Du wirst ja ganz poetisch,“ meinte meine Mutter und — „Bändle blos hier nichts an,“ warnte mein Bruder.

„Keine Sorge,“ grollte ich, — „unserins ist viel zu unbedeutend für solche Größen.“

„Ach, geh mir mit Deinen Größen,“ sagte meine Mutter „iß lieber Dein Setzei.“ — Ich versuchte denn auch zu essen, — weil er drüben auch gerade anfang, — er goß sich eben aus der großen Kanne Milch ein . . . ich starrte wie hypnotisiert hinüber, und mein Kaffee floß aufs Tischuch. Jetzt spürte ich weder Hunger mehr noch Durst . . . Das Dichtersehen wirkte bereits schädlich auf den Magen . . . Ob wohl seine Familie auch hier war? Ob er lange dableiben würde? Mit der angebissenen Butterjommel in der Hand stand ich plötzlich auf und lief zum Oberkellner.

„Wissen Sie, wer der Herr dort hinten ist?“ — „Der blonde junge Mann, . . . das ist ein Herr Hauptmann aus Berlin.“ — „Mensch!“ rief ich ganz entsetzt, „ein Herr Hauptmann! Das ist der Hauptmann überhaupt! Lesep Sie denn die Zeitung? wissen Sie nichts von der Umsturvorlage, . . . haben Sie nie etwas von den „Webern“ gehört?“

Nein, er hatte keine Ahnung, — ein Oberkellner ist eben für die Litteratur eine Null — und umgekehrt . . . Ich suchte

ihm also in der Eile begreiflich zu machen, daß der Herr dort ein Dichter, ein vielgenannter Schriftsteller sei und daß das Hotel in ihm einen berühmten Gast beherberge.

„Na, hoffentlich kommen noch mehr von der Sorte; so was zieht immer,“ meinte der fühllose Serviettenmensch ganz trocken.

Empört wandte ich ihm den Rücken und kehrte zu den Meinigen zurück. Aber die sprachen von den Wetteraussichten und hatten Hauptmann schon wieder vergessen. „Deine Hauptsache ist uns Nebenache,“ winzelte mein Bruder. Natürlich, — er war schon zu faul, ein Buch überhaupt zu Ende zu lesen. Ich schielte von neuem zum Dichtersische hinüber; die Familie, bestehend aus Frau und zwei Kindern, war mittlerweile auch erschienen. Seine Frau! eines Dichters Weib! Bei Lichte belehen immerhin eine schwierige Aufgabe: gewiß mußte sie die Werte ihres Mannes sämtlich auswendig können. . . . Kannte ich doch einen jungen Theologen, der seiner Braut „wegen ihrer ungenügenden Kenntniß der Kirchenväter“ das Jawort zurückgegeben hatte. . . . Jedenfalls las, wie ich später bemerkte, Frau Hauptmann alles, was ihr Gatte las . . . dicke und dünne Bücher, Romane, Abhandlungen, Bücher philosophischen und historischen Inhalts — sie lagen stets im Garten umher — Rezensionen, Gedichte, Dramen und Aeschylus bis Mar Halbe, — und so fort, vom Morgen bis zum Abend. Seine beiden Knaben bewegten sich desto mehr und spielten den ganzen Tag im Freien.

Nach dem Frühstück trennte ich mich von meiner Familie und setzte mich im Garten in eine einsame Laube: vielleicht, dachte ich, kommt er hierher, um zu dichten. . . . Ich war ordentlich im Fieber. Friederike von Selenheim hat sich doch auch bloß durch Laubentzigen in die Litteratur eingeschlichen, — warum sollte ich nicht am Ende das gleiche Glück haben? Ich wartete geraume Zeit; schließlich näherten sich auch langsame Schritte meinem Versteck. . . . es war der Hausknecht in zärtlichem Rosen mit einem Dienstmädchen. Das Mädchen prallte erschreckt zurück, als es mich so unvermuthet erblickte. Verlegener als sie, stand ich auf und ging dem Hause zu. . . . Beim Krokettplatz stieß ich endlich auf den Gegenstand meiner Gedanken. Während ich ihn im Banne heiliger Einsamkeit vermuthet hatte, spielte er hier wohlgeföhnt mit seinen Knaben Krokett und gebrauchte gar — oh weh! — seine beiden Dichterhände dazu. . . . „Er hat der Leier zarte Saiten, doch nie des Hammers Stiel umspannt.“ Eben als ich hinzukam, war die Partie natürlich zu Ende; er lehnte seinen Hammer nachlässig an einen Baum und sagte: „So, spielt jetzt allein weiter, Kinderchen!“ Dann ging er weg, und ich stand wie der arme Peter abseits und blickte stumm zu Boden. Doch vielleicht mußte er arbeiten, — an einem neuen Meisterwerke, — da durfte ich nicht unglücklich sein, — ihn auch nur in Gedanken daran zu hindern, schien mir ein Verbrechen. . . .

„Willst Du jetzt mit uns spielen, weil Pa'le weg ist?“ tönte plötzlich ein dünnes Kinderstimmen an mein Ohr. Es war der Jüngste, der mich so großmüthig einlud. Ich nahm an und spielte eine Stunde mit den Kindern, die ganz besonders mogleten. Wahrscheinlich Vererbung! Hier zeigte sich schon im Keime die dichterische Begabung ihres Vaters, sie sahen eben Dinge, die nicht da waren, oder die sich doch in Wirklichkeit ganz anders ausnahmen. Ihre Kugeln trafen immer, gingen immer durch die Reihen, — wenigstens hatten sie es jedesmal deutlich gesehen. Mit Dichteraugen wollte ich nicht in Konflikt gerathen, und so schwieg ich, in der stillen Hoffnung, daß inzwischen drinnen das neue Unsterblichkeitswerk schon beim fünften Akte angelangt und bald druckfertig wäre, — als plötzlich seine mir nun schon wohlbekannte Stimme über den Rasenplatz tönte. „Joe, Ekke, wir gehen jetzt zur Ruine, — bleibt Ihr ruhig da und spielt weiter.“ — Zur Ruine! das bedeutet eine Abwesenheit von mindestens zwei Stunden. . . . Nebel gelaunt kehrte ich ins Haus zurück und trat ins Zimmer zu den Meinigen.

„Hast Du heute gemalt?“ fragte meine Mutter. — „Nein,“ murmelte ich. — „Ach so, also geangelt?“ stichelte mein gefühlloser Herr Bruder, ohne meinerseits einer Antwort gewürdigt zu werden.

Als wir zum Diner kamen, harrieten meiner neue Freuden. Drei riesige Tafeln waren gedeckt; wir saßen natürlich an der rechten ganz unten, Hauptmanns an der linken ganz oben. O Schicksalsstücke! Nur Augen von meiner Schärfe konnten ihn entdecken. Augencheinlich schmecte es ihm vortrefflich — von den Forellen nahm er sogar zweimal — während ich fast nichts genießen konnte. Mein Tischnachbar bemerkte schon nach dem Tisch: „Da oben sitzt wohl was furchtbar Interessantes; gnädiges

Fräulein sehen ja wie verzaubert immer dorthin.“ — so daß ich auch das Beobachten aufgeben mußte, um nicht aufzufallen. Nur nach dem Braten riskierte ich noch einen Blick; eben bat ihn seine Nachbarin, ein strohblonder Backfisch, um einen — Zahntoaster! Wie kann man . . . ! Ich fühle ordentlich, wie mir die Leber anschwellt und faßte den Entschluß, mich an den Oberkellner zu wenden. Der mußte dafür sorgen, daß er in unsere Nähe kam, oder wir in seine — einerlei! —

In der Nacht schloß ich kaum ein Auge — wohnte doch der Dichter Wand an Wand mit uns, auf Nummer 46! — und am andern Morgen erhob ich mich so zeitig, wie nie zuvor und lief in den Garten. Richtig! Er ging bereits im Voritus spazieren und war so vertieft in seine Lektüre, daß er gar nicht aufsah. — Dann mit dem ersten Dampfschiffe bekamen Hauptmanns Besuch, von auswärts und nachdem ich den Oberkellner meine Wünsche vorgetragen hatte, ging ich pflichtschuldigt meiner Kunst nach.

Aber heute reizte mich auch die schöne Landluft nicht; wie gern hätte ich statt dessen einen gewissen geisthaften Kopf gemalt! Hinter jedem Strauch tauchte das blaße Gesicht mit den flugenen blauen Augen und den ewig nervös zuckenden, herabgezogenen Mundwinkeln auf. . . . es war rein zum Verzweifeln. Mein Motiv von vorgestern war durch die Pause vom Tag vorher ganz angetrocknet, — so kräfte ich, malte, kämpfte mit Halluzinationen, fragte wieder und kam endlich mit gänzlich abgekragter Leinwand völlig erschöpft nach Hause. Aber was schadete das alles, — ich sollte ja heute bei Tisch neben ihm sitzen!

Als erste betrat ich in gehobener Stimmung den Speisesaal und ließ mich auf meinen neuen Plaz nieder. Vor meinen Ohren fauste es, ich zitterte vor nervöser Erwartung. Endlich, zu allerletzt, kamen Hauptmanns, aber weh mir! der Dichter setzte sich mir schräg gegenüber neben seinen Gast, ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen. Gern hätte ich ein wenig seinem Gespräch gelauscht, aber der kleinste Knabe, der neben mir saß, fing gleich an, nach unbefangener Kinderart mit mir zu plaudern. Als einmal ringsum alles still war, fragte er mich plötzlich:

„Wie alt bist Du eigentlich?“ Katale Frage! Ich hätte, wie mir das Blut in die Schläfe flog, aber fügen konnte ich nicht.

„Dreißig Jahre,“ murmelte ich möglichst unverständlich. „O, schon dreißig!“ wiederholte mein kleiner Untersuchungsrichter ganz überflüssig laut; dann fügte er mittelstig dazu: „Da bist Du aber schon tüchtig alt! Wie alt ist denn Deine Mutter?“

„Einundsechzig“ antwortete ich, diesmal minder unsicher. Eine kleine Pause trat ein.

„Da war sie einunddreißig, wo sie Dir gekriegt hat.“ verkündete alsdann der hoffnungsvolle Dichterproph triumphierend und blickte, entzückt über seine eigene Bemerkung, zu seinem Vater hinüber, während ich vor Verlegenheit fast umfiel. Alles lächelte auf meine Kosten, nur Hauptmann sagte ruhig: „Du kannst gut rechnen, Ekke.“

Wir aber wurde bei diesem guten Rechnen schnell zu Muthe; ein Moment tanzte alles vor meinen Augen, dann fühlt ich, wie mich mein altes Leiden, ein heftiges Nasenbluten, überfiel. . . . in Gegenwart des Dichters! beim Diner! Das war noch schlimmer, als der Zahntoaster von gestern. In größter Eile flüsterete ich meiner Mutter eine Entschuldigung zu und stürzte auf mein Zimmer, um meinen Schmerz dort im wahrsten Sinne des Wortes — ausbluten zu lassen.

Aber schließlich, was hatte ich denn verloren? Wenn auch der Dichter mit seinem Gaste heute Nachmittag (wir gestern!) eine Partie nach dem Kuhstall machen wollte, morgen war ja auch noch ein Tag, an dem ich bei Tische gewiß an seiner Seite sitzen konnte.

In diesem Gedanken vergaß ich meinen Kummer und war wenig erbaut, als eine Kollegin, die soeben angekommen war, mich „entdeckt“ und fürs erste nicht wieder losließ. Wir sprachen von Hinz und Kunz, von allem möglichen, nur Gerhart Hauptmann und seine Anwesenheit berührte ich beharrlich mit keinem Worte. Ich war zu eiferfüchtig, zu mißgünstig und wollte ihm womöglich ganz allein für mich behalten. . . . Schließlich nahm ich den Vorschlag meiner Kollegin an, die mich zum Malen hinaus ins Freie begleiten wollte.

In einer Art Verzückung packte ich meinen Malapparat zusammen; — wie vom Winde getragen lief ich auf dem Wege dahin und trällerte ein Liedchen dazu. —

„Warum sind Sie denn bloß so vergnügt?“ fragte meine Begleiterin vermundert. „So fenne ich Sie ja noch gar nicht.“

„Ja, — mir sieht morgen ein großes Glück bevor,“ erwiderte ich mit geheimnißvollem Lächeln.

„Na,“ meinte sie etwas pikirt über meine Zurückhaltung, die Vorfreude ist ja nächst der Schadenfreude das Beste im Leben.“

D diese Kassandra!!

Als wir gegen Abend mit unsern Skizzen ins Hotel zurückkehrten, war die Thür von Nummer 46 weit geöffnet und eine Gestalt, die ich zuerst für diejenige Hauptmanns hielt, trat aus dem Zimmer. Es war aber nur der Oberkellner, der mich mit der Mittheilung empfing: „Wissen Sie schon, Herr Hauptmann hat eine dringende Depesche bekommen und ist vorhin schon wieder abgereist.“

Abgereist!! — Ich stand wie vom Donner gerührt.

„Hauptmann?“ rief jetzt meine Kollegin aufhorchend und sah mir erstaunt ins Gesicht. „War das am Ende Gerhart? Ja, warum haben Sie mir denn das nicht gestern schon gesagt, daß der hier war? — wir sind ja alte Duzfreunde!“

„Quisiana“ — zu deutsch: „hier kriegt man Gallenfieber.“

Allerlei.

Japanische Journalistenschlaubeit. Aus Tokio berichtet man folgendes amüsante Geschichtchen: Ein japanisches Telegraphenbureau hat es sich in den letzten zwölf Monaten viel kosten lassen, um über die wichtigen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz den abonnierten Zeitungen immer gute Nachrichten zu verschaffen. Aber was ihm die eigenen aus Shanghai, Seoul, Tientsin, Port Arthur, Formosa deperchirten, erschien sofort auch in den Extrablättern der nicht angeschlossenen Zeitung als Mittheilung eines anderen Telegraphenbureaus. Der Verdacht entstand, daß ein bestimmter Beamter die eingehenden Depeschen unter der Hand an das Konkurrenzunternehmen mittheile. Um den Thatbestand klar zustellen, wurde dem betreffenden Beamten eine fingirte, aber scheinbar plausible und wichtige Nachricht zugefickt. Bald gingen denn auch die Extrablätter der von dem verdächtigen Bureau bedienten Blätter von Hand zu Hand und verkündeten: „Japanische Kriegsschiffe sind auf der Höhe von Formosa deutschen Kriegsschiffen begegnet, die sofort Alles klar zum Geheiß machten. Es wurden Schüsse gewechselt und eine Seeschlacht im Kleinen geliefert.“ Tags darauf verkündete das Bureau triumphirend das Gelingen der List. Vierundzwanzig Stunden lang hielt aber dieser Scherz die Gemüther der hiesigen Deutschen und deutschfreundlichen Japaner in Spannung. Denn bei der großen Erbitterung über die unerwartete deutsche Intervention war es wohl möglich, daß einer der japanischen Kommandanten an dem kleinen Kanonenboot „Alis“, das ihm gerade in den Wurf kam, sein Nütchen kühle. Durch die nähere Präzisierung, daß die betheiligte „Flotte“ der die Interventionspolitik leitenden Macht aus einem Kanonenboot von 489 Tonnen mit vier Geschützen bestand, erhielt die erfundene Nachricht auch nach der Aufklärung einen gewissen komischen Reiz für das japanische Publikum, etwa wie ein berühmtes genodenes englisches Bild von Wei-hai-wei für unsere guten Betten jenseits des Kanals.

Ein großer Münzfund ist nach einer Mittheilung der „Revue belge de numismatique“ in Brüssel beim Umbau eines Hauses an dem Place Ste. Catherine gemacht worden. Der Fund besteht aus etwa 200 Goldmünzen, die größtentheils aus der Regierungszeit Karls V. und seines Sohnes Philipps II. stammten. Der Schatz dürfte um das Jahr 1567 vergraben worden sein, da keine einzige Prägung eine spätere Jahreszahl zeigt. Außer den niederländischen Münzen finden sich solche englischen, französischen und spanischen Ursprungs dabei. Am werthvollsten sind eine Prägung Philipps des Schönen von Brabant, ein sehr seltenes Stück, und besonders ein prachtvolles Exemplar des goldenen Löwen von Anton von Burgund, Herzog von Brabant. Ein zweiter großer Münzfund wird aus Saint-Pierre-Kapelle bei Enghien (Belgien) gemeldet; er umfaßt eine große Anzahl von Prägungen aus der Zeit von Karl V. bis zu Ludwig XIV., größtentheils aus Silber. Das älteste Stück ist ein Silberreal Karls V. aus Brüssel; 180 Münzen tragen das Bild des Erzhersogs Albert und seiner Gemahlin Isabella, die gemeinsam als spanische Statthalter in Brüssel residirten. Von Philipp IV. von Spanischen stammen 31 Stücke die in den Jahren 1622—1658 zu Brüssel, Antwerpen und in Flandern geprägt sind; darunter befindet sich ein Goldgulden vom Jahre 1658 von Antwerpen. Andere Münzen zeigen das Bild Maximilian Heinrichs von Bayern, Bischofs von Wittich, und Karls II. von Spanien. Das späteste Stück ist ein Viertelthaler Ludwigs XIV. vom Jahre 1708. Danach ergibt sich als wahrscheinlich, daß der Schatz zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges vergraben worden ist, als die spanischen Niederlande den Hauptschauplatz des Kampfes bildeten.

Der „älteste Postdirektor.“ Vor dem neuen Postgebäude in Rappoltsweiler standen, so schreibt die „Straßb. Post“, zwei Landleute

und betrachteten die Fassade, die mit dem Reliefbildniß des Postfers Dr. C. A. Steinheil (geboren 1801 in Rappoltsweiler) geschmückt ist. „Sehst, Seppel“, meinte der Eine, „des ich der Kaiser.“ „Nar“, sagte der Andere, „was denstsch, ich kenn doch den Kaiser.“ „Wann ich der sag, es ich er!“ „Do“, gab der Seppel zu, „er seht ihm a bissef gleich, awer es ich er net.“ Während Beide noch stritten, kam zufällig ein echter Rappoltsweiler daher. Um Aufklärung zu erhalten, sprach der Seppel ihn an: „Könnten Sie uns net sage, sil vous plait, wer des ich, min ami fait, des ich der Kaiser, und ich sag, es ich er net?“ — „Do hann Ehr Euch jetzt alle Zwoei getronpirt,“ war die ernstgemeinte Antwort des Stadtweibels, „ich will Euch sage, wer des ich, des ich einer von de älteste Postdirektore, wo mer g'het (wir gehabt) hann, affäng (ankn) s'ich selber, wo die Postet erfunden hätt!“ Sprachs und schritt weiter. Die Landleute aber waren mit der erhaltenen Belehrung sehr zufrieden.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. (Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Eigenes Fremdes — von Adalbert Matfowsky. Berlin, F. Schneider u. Co. Nachdem der Verfasser, der bekannte Held und Liebhaber des Berliner königl. Schauspielhauses, mit seiner ersten Skizzensammlung „Grotisches“ viel Beifall, aber auch, wie er in der Vorrede zu obiger Schrift sehr ergötzlich berichtet, viele Neider und hämische Verkleinerer gefunden hat, hat er einen zweiten Versuch gemacht. Er tritt auch mit diesem so bescheiden und anspruchslos auf, daß Niemand, der nicht selbst vom Neidteufel besessen ist, auf den Gedanken kommen wird, diesen Eingriff eines Schauspielers in das Gebiet der Belletristik zu verurtheilen. Wer sich die Mühe nimmt, die Skizzen sorgfältig durchzulesen, wird loggar finden, daß sie einen interessanten Kommentar zu der künstlichen Arbeit des Menschendarstellers bilden. Nur wer sich um Menschen so viel bemüht und bekümmert hat, wie es Matfowsky in diesen Skizzen offenbart, der kann sie auch glaubwürdig darstellen oder zu ihnen auf der Bühne ein Verhältnis gewinnen, und nur wer die Natur so inbrünstig verehrt, wie ebenfalls aus einigen Skizzen, besonders aus den römischen hervorgeht, der vermag auch, ihr wenigstens nahe zu kommen. Unter den Skizzen aus: „Eigenthum“, d. h. aus dem in der Heimath Erlebten sind besonders die Schilderungen aus der Jugendzeit, die von innigster Liebe und Ehrfurcht zeugende Charakteristik der Mutter und das selbstame Erlebnis in der Umgegend Dresdens, dessen Mittelpunkt der polnische, damals gerade in staatsgefährliche Umtriebe verwickelte Romanschriststeller Kroszowski bildet, aus den fremdländischen Skizzen die drollige Begegnung mit Sarah Bernhardt und das Urtheil über die Sibirische Kapelle in Kom herzuozubeden. Hier hat endlich einmal ein naives Gemüth klipp und klar das Urtheil ausgesprochen, das sich jeder Unbefangene über diesen von aller Welt angefaunten Naum schon längst gebildet hat, nur daß sich Niemand getraut hat, es drucken zu lassen.

Humor im deutschen Reichstage. Aus den amtlichen stenographischen Berichten über die Verhandlungen des deutschen Reichstages von 1871 bis 1893 zusammengestellt von L. Szafarski. Billige Ausgabe. Berlin, Hermann Walthers. Das amüsante Büchlein, das im vorigen Jahre zuerst erschien und in einem Sommer zwei Auflagen erlebte, wird jetzt in einer billigen, inhaltlich verstärkten Ausgabe auf den Büchermarkt gebracht. Der „Humor im Reichstage“ enthält eine ergötzliche Sammlung freiwilliger und unfreiwilliger Humors, hat so viele berühmte Mitarbeiter — neben Fürst Bismarcks unwüchsigem Humor begegnen wir u. A. Alexander Meyers weinseligen Scherzen und Windhorst's Wigen —, daß es wohl geeignet ist, auch den Leser mit großen Anforderungen zu erfreuen und anzuregen.

Von der neuen, im Verlage der Schlesiischen Buchdrucker Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau, erscheinenden Bibliothek „Unterwegs und Dabeim“, die sich mit der originellen Novelle „Der süße Trug“ von Koppel-Glückfeld so vortheilhaft eingefügt hat, sind zwei neue Bändchen erschienen: „Eine Nachtfahrt nach Norwegen“ von Paul Lindau und „Hagar“ von Konrad Tzermann. Die nordische Natur, die jetzt in so ungemeinem Grade den Strom der Reiselustigen anzieht, ist bisher wohl nicht unbefangener, in richtiger Verteilung von Licht und Schatten, und zugleich festfester geschildert worden, als in der Beschreibung der von Lindau verlebten „Tage und Nächte im milden Norden“. — In der Tzermann'schen Novelle, die allerdings für junge Damen nicht weniger als eine geeignete Lectüre ist, wird ein heikles, kühnes Problem mit Meisterschaft bewältigt, durch eine lückenlose Motivierung und eine überaus feine, eindringende Psychologie das Unwahrscheinliche glaubhaft gemacht und der Leser durch die logisch gefügte, in mächtiger Steigerung aufgebaute Handlung, die in einer furchtbaren Katastrophe gipfelt, gefesselt, ergriffen. Die Novelle gehört zu den schönsten und zugleich künstlerisch feinsten, was Tzermann geschaffen. Mit solchen Gaben darf die Bibliothek „Unterwegs und Dabeim“, die für den billigen Preis von 75 Pf. für das broschirte, von M. 1 für das gebundene Exemplar werthvollen Leichter in eleganter und origineller Form bietet, auf zahlreiche Freunde rechnen.